

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 133.

Berlin, Sonnabend den 6. November

1847.

England.

Mistress Richardson's Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königin Louise von Preußen.^{*)}

Vor einiger Zeit (Nr. 86) ist im „Magazin“ bereits eine kurze Notiz über das Erscheinen einer englischen Lebensbeschreibung der Königin Louise von Preußen gegeben worden. Es verdient diese Arbeit jedoch, die besonders für jeden Preußen ein lebhaftes Interesse hat, in dieser Zeitschrift auch noch näher erwähnt zu werden, weshalb wir hier einen Auszug daraus folgen lassen. Die Verfasserin, Mrs. Charles Richardson, befindet sich gegenwärtig in Berlin, wo vielleicht in kurzem auch eine deutsche Uebersetzung des ganzen Werkes erscheint. Gewiß wird die nachstehende Einleitung desselben, die als eine Probe von der Darstellungsweise der Verfasserin dienen mag, in manchen unserer Leser den Wunsch erregen, das Uebrige ebenfalls kennen zu lernen.^{**)}

„Wenn wir uns die wichtige Stellung Preußens zu Ende des vorigen Jahrhunderts und seine glänzenden Aussichten in die Zukunft zurückrufen und dann die gänzliche Vernichtung derselben zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bedenken, so erhalten wir einen schlagenden Beweis von der Unbeständigkeit irdischer Größe. Die Erscheinung der Königin Louise in dieser Epoche kann mit einer lieblichen Vision verglichen werden, die während des vernichtenden Sturmes die Gestalt eines Engels annimmt, dessen Aufgabe es war, zu versöhnen und zu trösten, der jedoch — zu sanft, um den wilden Elementen einer im Kampfe begriffenen Welt siegend entgegenzutreten, in seine himmlische Heimat zurückkehrte, sobald er seine Sendung erfüllt hatte.

„Das Ende des Lebens der Königin wurde verdüstert durch die trübe Gestaltung der politischen Verhältnisse Europa's; desto glücklicher und heiterer war die Zeit ihrer Kindheit und Jugend.

„Sie wurde am 10. März 1776 zu Hannover geboren, wo ihr Vater, der Herzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz (Bruder der Königin Charlotte, Gemahlin Georg's III. von England), Kommandant war, indem er sich in hannoverschen Diensten befand.

„Ihre Mutter, Friederike Karoline Louise, Tochter eines Prinzen von Hessen-Darmstadt, gab ihr, gemeinschaftlich mit Fräulein v. Wollzogen, die erste Erziehung; und, umgeben von liebevollen Geschwistern, eilten ihr die ersten Jahre einer glücklichen Kindheit schnell vorüber, unbelästigt durch den Zwang der Etikette, welche dem reinen Aufschwung des Geistes oft hemmend entgegen tritt und die Fürstentöchter mit Schranken umstellt, denen sie sich in der Regel von frühester Kindheit an fügen müssen.

„Das richtigste Erziehungssystem wurde von ihrer sorgfältigen und liebevollen Mutter befolgt, die des Kindes vortreffliche Anlagen und sein reich begabtes Gemüth einem Ziele zuführte, welches über alles Irdische und Vergänglichste hinausreicht; und so ward der Grund zu jenen hohen weiblichen Tugenden gelegt, die sie zu den Ausgezeichnetsten ihres Geschlechts erhoben hätten, wäre sie auch nicht für einen Thron bestimmt gewesen.

„Aber nur die Grundzüge der Erziehung ihrer Tochter sollte jene bewunde-

rungswürdige Fürstin vollenden; denn schon am 22. Mai 1782 ward sie aus dieser Welt abgerufen. Unerföhlich war der Verlust für ihren trauernden Gemahl und sechs Kinder, von denen das älteste kaum zwölf, das jüngste wenig mehr als ein Jahr zählte.

„Mit dem Verluste seiner Gemahlin hatte der Herzog zugleich den eines neugeborenen Töchterchens zu beklagen, das wenige Tage nach seiner Geburt (den 19. Mai) starb.

„Von den zehn Kindern, die aus jener Ehe hervorgegangen, war die nachmalige Königin Louise das sechste; und beim Tode ihrer Mutter befand sie sich in ihrem siebenten Jahre.

„Dieser tiefe Kummer, der bitterste, welcher ein Kind treffen kann, war ihre erste Prüfung; — er zeigte ihr den Unbestand alles irdischen Glücks. Sie empfand ihn um so lebhafter, als ihre geistige Entwicklung ihren Jahren vorausgeeilt war.

„So lange sie lebte, bewahrte sie ihrer Mutter die lebhafteste Verehrung, Liebe und Dankbarkeit, und zahllose Thränen flossen ihrem Andenken.

„Um seinem Schmerz Linderung zu schaffen, verließ der Herzog die Stadt Hannover und nahm seinen Aufenthalt in dem benachbarten Herrnhäusen, wo die Prinzessin Louise unter der Leitung von Fräulein v. Wollzogen mit ihm wohnte.

„Bald nach dem Tode ihrer Mutter machte sie mit dieser vortrefflichen Gouvernante einen Besuch bei ihrer Großmutter mütterlicher Seite, der Landgräfin Marie Louise Albertine, einer durch Eigenschaften des Geistes und des Herzens gleich ausgezeichneten Fürstin, und kehrte dann zu ihrem Vater und mit ihm nach Hannover zurück.

„Am 28. September 1784 schloß der Herzog eine neue Ehe mit der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, der Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christine Marie.

„Die kleine Louise begleitete ihn zur Feier der Vermählung nach Darmstadt, wo sie den Winter über blieb, nach welcher Zeit sie mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter wieder nach Hannover zurückkehrte.

„Jedoch nur kurze Zeit genoß sie der liebevollen Pflege dieser zweiten geliebten Mutter, denn der Tod verlangte ein neues Opfer aus dieser erlauchten Familie, und Louise verlor ihre Stiefmutter am 12. Dezember 1785, nachdem diese am 30. November von einem todtten Prinzen entbunden worden.

„Dieser Verlust wurde von der Prinzessin tief betrauert. Sie empfand ihre verwaiste Stellung jetzt um so lebhafter, da ihre ältere Schwester Charlotte sich im Monat September desselben Jahres mit dem regierenden Herzog von Hildburghausen vermählt hatte.

„Dieses neue Unglück veranlaßte den abermals in den Witwenstand versetzten Herzog, die hannoverschen Dienste aufzugeben und mit seiner Familie nach Darmstadt zu gehen, wo der Erziehung seiner Kinder jegliche Sorgfalt gewidmet und die fernere Entwicklung des Geistes und Gemüthes der Prinzessin Louise von ihrer Großmutter, der verwitweten Landgräfin, übernommen wurde, die ihre Erziehung mit Sorgfalt und Liebe überwachte und jene Talente ausbildete, mit denen die Natur sie so verschwenderisch ausgestattet hatte und welche sie später zur Zierde ihres Geschlechts erhob.

„Die Sorgfalt und Zärtlichkeit dieser trefflichen Fürstin, vereint mit der richtigen Auffassung und Leitung des lebhaften Naturells der jungen Prinzessin, erzielten die glücklichsten Resultate.

„Da die Gouvernante aus der französischen Schweiz (Mademoiselle Agier) das lebhafteste Kind mit zu großer Strenge behandelte, so ließ die Landgräfin eine andere kommen, deren Erziehungsmethode mehr mit ihren Ansichten übereinstimmte; denn mit ihrem richtigen Blick hatte sie für den vorliegenden Fall ein System weiser Nachsicht als das allein richtige erkannt.

„Die neue Gouvernante entwickelte nicht nur den Sinn der Prinzessin für alles Gute, Wahre und Schöne, sondern sie lehrte sie auch den höchsten Genuß in Handlungen der Wohlthätigkeit, im Besuche von Kranken und in der Unterstützung von Nothleidenden finden.

„Sie führte die junge Fürstin in die Hütten der Armut und des Elends, ja selbst an das Schmerzenslager der Kranken; und nie verließ sie diese Wohnungen des Jammers, ohne durch ihre Freigebigkeit die Leiden gemindert, die Seufzer beschwichtigt und die Thränen getrocknet zu haben.

„Nachdem in dieser Weise einige Jahre verflossen waren und das neue Erziehungssystem sich durch die Entwicklung ihrer schönen Herzenseigenschaften vollständig bewährt hatte, begleitete sie ihre Großmutter nach Straßburg auf einem Besuche bei ihrer Tante, der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, der ersten Gemahlin des Königs Maximilian Joseph von Bayern, da-

^{*)} Memoirs of the Private Life and Opinions of Louisa, Queen of Prussia, Consort of Frederick William III., by Mrs. Charles Richardson. London, 1847.

^{**)} Bereits im Todesjahre der verewigten Königin erschien in Berlin (bei Friedrich Braunes) eine Biographie derselben unter dem Titel: „Louise Auguste Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen. Ein Denkmal.“ Nach den in dieser Schrift enthaltenen Angaben hat Mrs. Richardson augenscheinlich die Jugendgeschichte der hohen Frau bearbeitet, welche den Gegenstand der hier mitgetheilten Einleitung bildet. Daß die Verfasserin so viel als möglich aus deutschen Quellen geschöpft, verzieht sich von selbst. Sie ist dabei jedoch mit Umsicht und Geschmac zu Werke gegangen und nicht so kritisch, wie die im J. 1837 zu Mohrdungen und Braunsberg (im Bacher-Magazin für Preußen) erschienene Compilation unter dem Titel: „Das Leben der Königin von Preußen, Louise etc. Ein Denkmal für Alle, zunächst für jedes Preußenberg, in Trauer und Freude.“ Ein gutgeschickenes Leben der Königin Louise würde in der That ein wahrhaftes deutsches Volksbuch, ein Buch der Lehre und der Erhebung werden können. Diesem Ziele am nächsten ist die treffliche, leider nicht sehr verbreitete Schrift gekommen, welche Frau v. Berg während des Befreiungskrieges, zu Anfang des Jahres 1814, zum Besten der Hinterbliebenen gefallener Landwehrmänner und freiwilliger Jäger herausgegeben. „Die Königin Louise. Der preussischen Nation gewidmet“, heißt diese Schrift (gedruckt bei Breitkopf und Härtel in Leipzig, ohne Angabe einer Verlagsbandlung), die, obgleich anonym erschienen, auf jeder Seite den Beweis liefert, daß es ein zartfühlendes und tiefblickendes weibliches Gemüth sey, welches hier das Bild der als Tochter, Gattin und Mutter nicht minder, wie als Fürstin und Märryrcrin auf dem Throne, verehrungswürdigen Königin Louise gezeichnet hat. Eine neue Auflage dieser Schrift würde gewiß auch jetzt noch ein großes Publikum finden. D. R.

maligen Herzogs von Pfalz-Zweibrücken. Nach einem kurzen Aufenthalt in Straßburg machten sie eine für die Prinzessin eben so unterrichtende, als interessante Reise an den romantischen Ufern des Rheines entlang und durch die reichen, gewerthätigen Provinzen der Niederlande.

„Diese Reise trug ungemein viel dazu bei, den lebhaftesten Sinn der jungen Prinzessin anzuregen, indem sich ihrer Wissbegierde stets neue Gegenstände darboten. Sie verschaffte ihr Mittel, sich über Dinge zu unterrichten, die ihrer hohen Sphäre sonst fern lagen und ihr einen Blick in das Gebiet des Nützlichen gönnten; sie lernte die Vortheile eines industriellen und angestregten Fleißes bei der arbeitenden Klasse kennen, während die Freude an den Schönheiten einer so romantischen Natur den Reichthum ihres Herzens noch mächtiger entfaltete.

„Im Mai des Jahres 1789 hatte sie das Vergnügen, der Vermählung ihrer zweiten Schwester, der Prinzessin Therese, mit dem Fürsten Alexander von Thurn und Taxis beizuwohnen. Diese Heirat hatte zwei Besuche in Frankfurt a. M. zur Folge, wo sie der Krönung des Kaisers Leopold II., am 11. September 1790, so wie auch später der des Kaisers Franz II., am 14. Juni 1792, beizuwohnte. Diese häufigen Reisen, durch welche sie mit so merkwürdigen Begebenheiten in Berührung kam, trugen die schönsten Früchte. Ihr Sinn gewann Stärke und Festigkeit, und ihr Urtheil übte sich an den Vorkommnissen so wichtiger Ereignisse. Sie lernte die Charaktere unterscheiden und erwarb sich die noch schönere Fähigkeit — welche sie in einer späteren Zeit ihres Lebens so merkwürdig auszeichnete —, sich die Liebe und Neigung Anderer zu gewinnen und Alles zu beglücken, was den Vorzug ihrer Nähe genoß.

„Wegen der unruhigen Zeitverhältnisse hielt sich die Prinzessin Louise jetzt einige Zeit bei ihrer ältesten Schwester Charlotte, der Gemahlin des regierenden Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, auf und blieb in Hildburghausen bis zum März des Jahres 1793. Wie wenig ahnte die junge Prinzessin, daß der Sturm, der jetzt über Frankreich wüthete, späterhin den Thron in seinen Grundvesten erschüttern würde, dessen Schmutz, Stolz und Freude sie einst seyn sollte.

„Der Ausbruch der französischen Revolution, welche sich wie ein verheerendes Feuer verbreitete und ganz Europa entzündete, bedrohte auch die Verhältnisse der fremden Mächte. Für Deutschland war, seiner geographischen Lage wegen, am meisten von jenem geflohen Geist zu fürchten, der alle Regierungen in ihren Lebensprinzipien angriff.

„Es vereinigten sich daher die Fürsten Deutschlands zu einem ernsten Widerstande, und der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., stellte sich an die Spitze seiner Armee und führte die Truppen ins Feld. Seine beiden Söhne, der Kronprinz und Prinz Ludwig, begleiteten ihn, um die Gefahren des Feldzuges zu theilen.

„Frankfurt a. M. war einige Wochen lang von den Franzosen behauptet worden; die Preußen verjagten sie daraus am 2. Dezember 1792, und Friedrich Wilhelm wählte diese Stadt zu seinem Hauptquartier.

„Während dieses Aufenthalts zog die Leutseligkeit und Herablassung des Königs Menschen aus allen Klassen der Gesellschaft aus den benachbarten Städten herbei, und hier war es auch, wo ein Zufall den Kronprinzen mit seiner künftigen Gemahlin zusammensührte. Die Prinzessin Louise sollte, von ihrer jüngeren Schwester, der Prinzessin Friederike, begleitet, von Darmstadt nach ihrer Heimat zurückkehren, auf dem Wege durch Frankfurt dem Könige vorgestellt werden und noch an demselben Abend, nach dem Theater, von dort abreisen; allein der König lud die beiden jungen Prinzessinnen zur Abendtafel ein, was sie nicht abzuschlagen vermochten. Ein Blick des Kronprinzen auf die junge Fürstin reichte hin, ihn für sie zu entzünden; denn in der geheimen Tiefe des menschlichen Herzens wohnt ein sympathetisches Gefühl, das zwei Wesen zu einander zieht, ehe sie noch ein Wort mit einander gewechselt. Dies empfand das königliche Paar; mit dem ersten Blick verstanden sich ihre Herzen. Sie empfanden — wie sie später oft erzählten — jene himmlische Uebereinstimmung gleichgeschaffener Seelen, ehe sie noch eine Silbe mit einander gewechselt hatten, und diese harmonische Uebereinstimmung bildete später die Grundlage ihres häuslichen Glücks. Sehr bald erklärte man sich, und ein Herzensbund ward geschlossen, an welchem Staatsrücksichten keinen Theil hatten.

„Am 24. April 1793 wurde zu Darmstadt die Verlobung gefeiert, bei welcher Gelegenheit sich auch der Prinz Ludwig mit der Prinzessin Friederike versprach. Es verlobten sich also die beiden Prinzen von Preußen an demselben Tage mit den beiden wegen ihrer Schönheit so berühmten Prinzessinnen von Mecklenburg, von denen die jüngere sich, selbst noch in einer späteren Epoche ihres Lebens — als Herzogin von Cumberland —, durch zarte Farben und persönliche Liebenswürdigkeit auszeichnete.

„König Friedrich Wilhelm II. wohnte der Ceremonie der Doppel-Verlobung bei, und außer vielen anderen königlichen und hohen Gästen waren auch die beiden älteren Schwestern der Prinzessinnen, die Herzogin von Hildburghausen und die Fürstin von Thurn und Taxis, zugegen.

„Wie sehnlich die Prinzen auch wünschten, sich mit ihren schönen Bräuten ehelich zu verbinden, so waren sie doch genöthigt, das Ende des Feldzuges und die Rückkehr des Königs nach Berlin abzuwarten. Ihre Stellung in der Armee gewährte ihnen indessen hinreichende Beschäftigung. Der Kronprinz theilte alle Gefahren der Truppen. Mainz wurde am 22. Juli 1793 durch Capitulation von den Franzosen geräumt, und nach dem Siege bei Pirmasens, am 14. September desselben Jahres, kehrte der König endlich in seine Staaten zurück.

„Drei Wochen später folgten ihm der Kronprinz und Prinz Ludwig, und nun sahen sie mit Ungebuld der Ankunft ihrer verlobten Bräute entgegen.

Am 15. Dezember begannen die Prinzessinnen ihre Reise von Darmstadt aus. Sie nahmen ihren Weg über Würzburg, Hildburghausen, Weimar, Leipzig und Treuenbriezen nach Potsdam, wo sie am 21sten eintrafen. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen daselbst begaben sie sich nach Berlin.

„Kaum graute der Morgen in der Hauptstadt, als man auch schon in ihren Straßen die freudigste Bewegung wahrnahm. Die ganze Einwohnerschaft schickte sich an, der Empfangsfeierlichkeit beizuwohnen; Jeder wünschte die schöne Braut des geliebten Kronprinzen zu sehen und willkommen zu heißen.

„Es würde unmöglich seyn, die Vorbereitungen zu schildern, welche die Bürger Berlins zum Einzuge der künftigen Landesmutter getroffen hatten, außerdem würde eine solche Schilderung unsere Leser ermüden; es sei daher nur erwähnt, daß der festliche Zug um die Mittagsstunde das Thor der Stadt erreichte und mit dem lautesten Jubel begrüßt wurde.

„Ein kleines Ereigniß dürfen wir jedoch dabei nicht unerwähnt lassen, da es uns einen Blick in das gefühlvolle Herz der königlichen Braut gewährt.

„In der großen Straße „unter den Linden“ war in der Allee eine Ehrenpforte errichtet, unter welcher der Zug anhielt, um einer Deputation von Bürgern der Hauptstadt Gelegenheit zu geben, die Prinzessin willkommen zu heißen. Die Ehrenpforte war mit passenden Emblemen geschmückt, es ertönten Pauken und Trompeten, alle Dächer und Fenster und der ganze weite Raum waren mit Zuschauern dicht besetzt, alle Blicke auf die schöne Braut gerichtet, die sich von einer Schaar junger Mädchen in weißen Kleidern, mit grünen Zweigen in der Hand, umringt fand. Eines derselben trat zur Prinzessin heran, überreichte ihr einen Myrthenkranz und sprach dazu ein einfaches Gedicht mit so großer Innigkeit, daß die Gefeierter tief ergriffen wurde. Dem Drange ihres Herzens folgend, umarmte sie die Sprecherin mit der größten Zärtlichkeit und küßte ihr Mund, Augen und Stirn.

„Die Oberhofmeisterin, Gräfin von Bosh, stand wie versteinert. Sie hätte ihre königliche Herrin vielleicht zurückgehalten, aber die Umarmung war das Werk einer Sekunde, das für sie Unerhörte war geschehen.

„„Mein Gott!“ rief die in der strengen Etikette Erzogene: „was haben Ew. Hoheit gethan! — Das ist gegen alle Höflichkeit und noch niemals dagewesen.“

Die edle junge Fürstin blickte jedoch ganz unbefangen um sich und fragte: „Was? — Also darf ich das nicht wie der thun?“

„Am 24. Dezember war die feierliche Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Louise.“

Frankreich.

Geschichten aus der Kaiserzeit.

III. Der Postmeister.

Von allen Menschen, die ihre Verehrung für Napoleon bis zur Abgötterei trieben, war unstreitig der Postmeister von Nouray in Burgund einer der merkwürdigsten. Seine Liebe zum Kaiser, kann man sagen, gränzte an Wahnsinn. Dieser Mann hatte Vermögen, Frau, Kinder, sein Leben selbst für den geringsten Wunsch Desjenigen geopfert, den er als den Herrn der Welt betrachtete. Man hat ihn lachen, weinen, seufzen, schaudern und sich bekreuzen sehen, wenn er vom Kaiser sprach.

Napoleon mochte es gern, daß man ihn mit den Leuten bekannt machte, denen sein Ruhm eine so lebhafteste Leidenschaft einflößte. Auch war er dem Postmeister Bizouard sehr zugethan und gestattete ihm zu jeder Zeit den Zutritt in die Tuilerieen. Bizouard versäumte dafür nie, wenn er in Paris war, bei dem Kaiser einzusprechen, und that dies mit so wenig Umständen, als er machte, wenn er zum General-Postdirektor ging, seine Rechnungen abzulegen.

Eines Tages — er war eben vom Wagen gestiegen — kam er in den Reifkleidern an das Thor der Tuilerieen und fragte bald diese, bald jene Wache, ob der Kaiser im Schlosse sey, etwa wie wir fragen: Ist der Herr der und der zu Hause?

Die Einen lachten ihm ins Gesicht, die Anderen ließen ihn laufen, und das setzte Bizouard in solche Wuth, daß der wachhabende Offizier genöthigt war, ihn in die Wache bringen zu lassen.

„Da, meine Herren“, sagte er, „Sie wagen es, Bizouard zu arretriren, Sie misachten den Postmeister von Nouray! Sie sollen sehen, und das gleich! — Man gebe mir ein Schreibzeug“, schrie er; „ich will an den Kaiser schreiben, ja an den Kaiser. Das wundert Sie, Herr Offizier... glaub's wohl; aber warten Sie nur, es wird alsbald Neuigkeiten geben!“... Und Bizouard schrieb folgendes:

„Sire! Ich sitze hier auf der Preißche, nicht mehr und nicht weniger, als ein Ruheförender, ich, der Postmeister von Nouray, Ihr bester Freund und der treueste Ihrer Unterthanen, was Ihnen übrigens hinlänglich bekannt ist. Ich denke nicht daran, noch länger hier zu schweifen und würde mich freuen, wenn ich Ew. Majestät recht bald zu sehen bekäme. Spüren Sie sich, Sire, wenn ich bitten darf, und holen Sie mich hier heraus.“

Der Postmeister von Nouray

Bizouard.“

Der Kaiser las die sonderbare Epistel nicht ohne zu lächeln und machte das Unrecht, das man an Bizouard's überschwänglicher Treue begangen, wieder gut, indem er ihn durch einen seiner Adjutanten befreien ließ.

Man kann sich denken, wie groß bei solchen Gesinnungen Bizouard's Verzweiflung war, als ihn die Ereignisse von 1814 des Gegenstandes seiner

Anbetung beraubten, und wie groß sein Jubel, als am 17. März 1815 auf seiner Rückkehr von Elba der Kaiser plötzlich vor dem Posthause von Rouvray ankam. Bizouard's Ausbrüche des Erstaunens und der Freude zu malen, als er Napoleon wieder sah, ist unsere Feder außer Stande. Wie mußte ihm das Herz hüpfen, als der Kaiser zu ihm sagte: „Geschwind, Bizouard, mein alter treuer Freund, Pferde! man wartet in Paris auf mich.“

Er verlor den Kopf dabei, der würdige Postmeister. Trotzdem hatte er im Nu die Amtstracht angelegt und erschien mit strahlender Stirn und erhittem Gesicht vor dem Kaiser, der sich rüstete, wieder in den Wagen zu steigen. Eine Idee, man sah es, beschäftigte Bizouard stark; denn gegen seine Gewohnheit war er ernst und fluchte nicht. In der That war in seinem perplexen Geiste ein seltsamer und komischer Gedanke aufgestiegen. — Der Augenblick der Abreise war gekommen, die Pferde geberdeten sich ungeduldig, und Bizouard's beide Söhne saßen auf ihrem Posten, des Vaters letztes Kommando erwartend, der immer noch zögert und nachdenklich auf und ab geht. Man will ihn eben darüber fragen, als er plötzlich seine alte Unbefangenheit wieder annimmt und lachend ausruft: „Ma foi, desto schlimmer; wenn er sich ärgert, dann ärgern wir uns Zwei.“ Und zum Kaiser gewendet, sagt er: „Was man dumm ist, Sire, wenn man geistreich seyn will! Sehen Sie, zehn Minuten lang läne ich's wieder und wieder, wie ich's anstelle, Ihnen eine Bitte vorzutragen, und, aufs Wort der Bizouards, ich hab's noch nicht herausgebracht.“

„Was wollt Ihr mir denn sagen?“ fragte Napoleon. — „D, Sire“, antwortete der Postmeister, „es ist zu eigentümlich.“ — „Thut nichts, ich will es wissen, spricht!“ — „Sie wollen es wissen, Sire; nun denn, hier ist es: Heute wird es das sechste Mal seyn, Sire, daß ich Sie fahre; ich habe Sie nie um etwas gebeten, weil ich kein Intrigant und kein Bittsteller bin, und weil ich Sie liebe um Ihrer selbst willen, nicht mehr. Indes heute habe ich Sie um eine große Günst, um eine ungeheure Gnade zu ersuchen. Sie werden sich über mich lustig machen, vielleicht sich ärgern; aber Sie haben's gewollt. Ich wäre der glücklichste der Sterblichen, wenn Sie mir erlaubten . . .“

„Run!“

„Sie zu küssen, Sire!“ — „Nichts weiter, mein lieber Bizouard?“ — „Nichts weiter.“ — „Run denn“, sagte der Kaiser, „wenn Ihr wollt!“ und öffnete seine Arme. — Bizouard ließ sich das nicht zweimal sagen und benutzte reichlich die erhaltene Erlaubnis. Dann schwang er sich aufs Sattelpferd, stolzer als ein Dichter, der eine Lorbeerkrone erhalten, glücklicher als ein Geizhals, der einen Schatz gefunden, und gab das Zeichen zur Abfahrt. In weniger als einer Stunde hielt des Kaisers Wagen auf der folgenden Station. Nie gewiß hatten Bizouard's Pferde ihren Herrn so gut verstanden, und nie war Napoleon solche Strecke in so kurzer Zeit gefahren. Der Postmeister aber muß vom Kaiser scheiden, und er sagt sein Lebewohl unter Thränen der Dankbarkeit und Liebe. Doch als er umkehrt und der Rausch seiner jähen Freude verfliegen ist, fühlt er sein Herz beklommen, und er kann nicht aus voller Brust in die Vive l'Empereur einstimmen, die aller Seiten aus der Menge hervorbrachen. Er mochte das traurige Ende des Drama's der „hundert Tage“ vorahnen, mit dem des Kaisers Glück und das seine zusammenstürzte.

Etwa vier Monate nach der Schlacht von Waterloo wurde der Postmeister von Rouvray, der Theilnahme an einer Bonapartistischen Verschwörung verdächtig, abgesetzt, von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt und in Niom vor den Assisen des Puy-de-Dome gerichtet. So viele Schläge zerrütteten seine Gesundheit und sein Vermögen; seine Frau starb, und die Juli-Revolution fand ihn als Bauern auf dem Gute eines Fremden. Man suchte die Ungerechtigkeit der Restauration wieder gut zu machen und gab Bizouard seine Anstellung als Postmeister wieder.

IV. General Biffon, ein Freund guter Bissen.

Die tapferen Generale Napoleon's waren theilweise auch aus anderen Gründen, als wegen ihrer Leistungen im Felde, berühmt. So galten Junot und Jourvier für die Geschicktesten im Pistolenschießen, so war der General Lavalette ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, und man sagt, er habe stets auf seinen Gepädwagen ein Piano mit in den Krieg genommen. Außerdem hatte er die Eigenheit, nur Wasser zu trinken, und hierin war er das Widerspiel seines Kollegen Biffon, der für den unerforschlichsten Trinker der ganzen Armee galt.

Als diesen der Kaiser einmal in Berlin traf, fragte er ihn: „Run, Biffon, trinkst Du noch gut?“ — „So, so, Sire“, war die Antwort, „ich gehe nicht mehr über die zwanzigste Flasche.“ Dies war in der That bei Biffon ein großer Schritt zur Solidität, denn er hatte oft die dreißigste geleert, doch immer ohne sich zu berauschen. Sein Appetit indes hielt gleichen Schritt mit seinem Durste.

Einen Tag vor dem Abmarsch zum russischen Feldzuge erhielt Biffon den Befehl, sich augenblicklich nach St. Cloud zum Kaiser zu begeben. Ein Kammerdiener führt ihn in einen kleinen Salon, der vor des Kaisers Zimmer liegt. Hier wartet Biffon sehr lange; er war um vier Uhr gekommen; es schlug sieben, und Napoleon hatte ihn noch nicht rufen lassen. In seiner langen Weile sieht sich der General im Zimmer um und bemerkt bald, daß ein Diener halbständig ein warmes Huhn einem Pagen überbringt, der es auf ein Tischchen in der Ecke des Salons setzt und immer das vorige kalt gewordene fortträgt. Biffon kann seinem Hunger nicht lange widerstehen, denn er war unvorsichtigerweise, ohne seine Mahlzeit gehalten zu haben, von Paris

abgereist; in einem Nu verschlingt er das saftige Huhn. Der Page ist höchlich erstaunt, kein Huhn zu finden, verlangt sogleich ein anderes; doch dieses, so wie ein drittes, verschwinden auf dieselbe räthselhafte Weise. Die Sache macht Lärm unter der Dienerschaft; man examinirt alle Personen, durch deren Hände die Hühner den Weg von der Küche zu dem Salon gemacht haben, und der Page bleibt endlich bei dem Gedanken, daß der Teufel sich des unglücklichen Geflügels bemächtigt habe.

Endlich läßt der Kaiser Biffon rufen und verabschiedet ihn bereits nach fünf Minuten wieder. Der General, durch die drei Hühner mehr gereizt als gelättigt, stürzt zu einem Restaurateur an der Pforte des Parks von St. Cloud wie auf eine feindliche Redoute.

Am Abend erzählt man dem Kaiser die Spukgeschichte mit den drei Hühnern; „ich wette“, sagte er lachend, „hier ist Biffon's Appetit im Spiele. Der Mann ist ein Goliath auf dem Schlachtfelde, aber in Friedenszeiten ein wahrer Gargantua, der täglich für seine kleinen Freuden einen ganzen Ochsen brauchen könnte.“

Uebrigens war die ungeheure Ess- und Trinklust bei dem General ein so unabweisbares Bedürfnis geworden, daß ihm der Kaiser, der seine militärischen Eigenschaften hochschätzte, aus seiner Privatkasse sechstausend Franken als jährliche Zulage zu den Tafelkosten bewilligte.

Asien.

Om ma ni pat-me hum, das buddhistische Gebet.

„Om ma ni pat-me hum“ ist die verbreitetste und beliebteste unter allen buddhistischen Gebetsformeln. Sie ist aus dem Sanskrit genommen und bedeutet wörtlich: „Heil dir, köstlich blühende Seerose“. Indes haben die Thibetaner, die diese Formel ebenfalls in ihre Sprache aufnahmen, einen umfassenderen, mystischeren und mit ihrem Glauben mehr übereinstimmenden Sinn damit verbunden. Für sie ist sie das Symbol der Seelenwanderung.

Man spricht dieses Gebet, indem man einen Rosenkranz von hundertundzwanzig Kügelchen herbetet, welcher aus hartem Holz, getrockneten Früchten, Kernen u. dergl. gemacht ist, bisweilen aus Fischgräten oder selbst aus kleinen Menschenknochen besteht. Alle Anhänger Buddha's, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Lamas (Geistliche) und schwarze Menschen (Laien), tragen diesen Rosenkranz am Halse in Form eines Halsbandes oder, um den Arm geschlungen, in Form eines Armbandes.

Ueberall in der ganzen Tatarei, noch mehr aber in Thibet, findet man diese Formel als Inschrift auf Monumenten, an den Giebeln der Häuser und an den Portalen der Tempel. Oft stößt man auf lange Bandketten von Papier, Seide, Häuten oder anderen Stoffen, welche an Stricke gebunden sind, die von einem Baum zum anderen reichen; manchmal hängen sie in Schluchten quer über den Fluß; ja, man findet solche, die in grandiosem Maßstabe vom Gipfel eines Berges bis zu dem eines anderen reichen, so daß das Thal von ihnen mit einem stets bewegten Schatten bedeckt wird. Jede dieser Ketten ist von dem tausendmal sich wiederholenden Gebet „Om ma ni pat-me hum“ bedeckt.

In den Einöden werden die Bäume ihrer Rinde beraubt, um dieses Gebet auf das bloßgelegte Holz aufzunehmen. Die Wege sind mit Steinen eingefast, auf denen man Spuren dieser halberloschenen Inschrift findet; die Felsen sind damit bedeckt und bieten sie in gigantischen Zügen dem Auge des Reisenden dar. Auf den Berggipfeln und in den Thälern trifft man bei jedem Schritt große Denkmäler, aus rohen aufgehäuften Steinen bestehend; jeder Stein trägt auf allen Seiten diese symbolischen Worte. Häufig sieht man solche Monumente mit Baumzweigen bekränzt, an welchen Tausende von Schulterknochen oder anderen Gebeinen, ganz bedeckt mit diesem Gebete, herabhängen. Bisweilen findet man auch, statt der Baumzweige, Hirschköpfe mit ihren langen, ästigen Geweißen, Köpfe von Ochsen oder ungeheuren Steinböcken mit ihren sichelförmig zurückgebogenen oder spiralförmig gewundenen Hörnern. Die Stirn dieser Köpfe, der Haut beraubt und gebleicht, ist immer ganz und gar mit Schrift bedeckt, und diese enthält nichts als jenes Gebet.

Man schreibt es auf getrocknete Menschenschädel, auf Ueberreste von menschlichen Skeletten, die man an der Seite der Landstraßen aufhäuft.

Es findet sich namentlich rings um die Peripherie des Tschu-tor oder Gebetrades. Die Vorliebe der Buddhisten für Alles, was umlaufende Bewegung, beständigen Aus- und Rückgang darstellt, scheint der Grund zur Erfindung des Gebetrades gewesen zu seyn. Es veranschaulicht in dem einfachen und richtigen Bilde seiner kreisförmigen Bewegung das Gesetz der Wanderung aller Wesen — diesen ersten und tiefwurzelndsten Grundsatz ihres Glaubens — gerade so, wie sie dieses Gesetz sich denken.

Es giebt tragbare Gebeträder, welche man in der Hand unaufhörlich sich drehen läßt; es giebt größere, die auf einer Achse ruhen, und noch andere in wahrhaft großartigen Formen, die mittelst einer Kurbel zu drehen sind. Man sieht sie am Rande der Ströme aufgestellt, wo sie mittelst ineinandergreifender Räder gedreht werden, oder an der Spitze der Häuser angebracht, um vom Winde bewegt zu werden; noch andere stehen auf dem Feuerherde und erhalten ihre Bewegung durch den Rauch. Jedes Haus hat sein Gebetrad, welches im Vorhof steht, und kein Gast unterläßt bei seinem Eintritt, es in eine starke Rotation zu setzen, in der Hoffnung, daß es ihm sowohl als dem von ihm besuchten Hause Glück bringen werde.

Jedermann kennt das Gebet „Om ma ni pat-me hum“; das Kind lernt diese sechs einsylbigen Wörter herammeln, eben so sind es die letzten Töne von den zitternden Lippen des Sterbenden; der Wanderer murmelt sie auf sei-

nem Wege, der Schäfer singt sie bei seinen Heerden, Mädchen und Frauen führen sie immer im Munde; in den Städten und an den Versammlungsorten der Lamapriester erschallen ihre Chöre mitten durch den Tumult des Verkehrs. Im Augenblick der Gefahr sind sie der Schredenruf, welchen man vernimmt, und im Kriege bleibt der Soldat bei dem eben getödteten Feinde stehen, um siegestrunken durch diese Worte seinen Triumph zu feiern.

Die umherschweifenden Stämme der Mongolei und freien Tatarei, die Horden, welche nördlich von der Kette des Bolte-vola (der heilige Berg) ein wanderndes Leben führen, die wilden, menschenfressenden Buddha-Berehrer, welche südlich davon ihr ganzes Leben hindurch unaufhörlich den berühmten Berg Sumici umkreisen — alle jene auf der Wanderung begriffenen Völkerschaften murmeln beständig die mystischen Worte.

Das ganze Central-Asien ist mit immerwährenden Wallfahrten von Pilgern bedeckt, die sich, mit Gold und Silber beladen, zum Buddha-Berge begeben oder mit den empfangenen Segnungen von dort zurückkehren — und immer hört man sie ihren langsamen, schweigenden Marsch in der Wüste mit dem Gesang der mystischen Formel begleiten. Vom japanischen Meere bis zu den Gränzen Persiens ist dieses Gebet nur ein langes, ununterbrochenes Gemurmel, welches alle Völker, alle Feste belebt, das Symbol aller Glaubensformeln und die beständige Hymne aller religiösen Ceremonien bildet.

Die buddhistische Religion mit ihren gigantischen Gestaltungen ist über einen großen Theil der Welt verbreitet, und überall ist dieses Gebet das Behiel des Lebens, der Nerv aller Bewegungen. (Nouv. Ann. des Voy.)

Mannigfaltiges.

— Die Rechte der Nachkommen französischer Refugeés im heutigen Frankreich. Durch ein zur Zeit der ersten französischen Revolution erlassenes Gesetz (vom 15. Dezember 1790) wurde bekanntlich allen Nachkommen solcher Franzosen, die einmal wegen religiöser Ursachen ausgewandert waren, das Recht verliehen, nicht bloß nach Frankreich zurückzukehren, sondern hier auch, sobald sie den vorgeschriebenen Eid geleistet, alle Gerechtigkeiten der Landes-Eingeborenen zu genießen, wodurch ihnen sowohl die kleinen, als die großen Naturalisations-Patente, die oft nur mit vielen Kosten und erst nach langem Aufenthalt im Lande zu erlangen sind, erspart werden. Von diesem Gesetze haben damals viele (wenn auch im Verhältnis zur Gesamtzahl nicht zahlreich zu nennende) Nachkommen französischer Refugeés in England, Holland und Deutschland, worunter einige berühmte Namen, Gebrauch gemacht, und bis zum Jahre 1842 hat ihnen auch das heutige Frankreich fortwährend die Benutzung desselben gestattet. Im gedachten Jahre jedoch erklärte der Justizminister, Herr Martin (du Nord), in einem Umlaufschreiben, daß das Gesetz vom 15. Dezember 1790 nur auf diejenigen Nachkommen von Refugeés anwendbar sey, die zur Zeit seines Erlasses schon geboren waren. Demgemäß hat auch der Präfekturrath des Seine-Departements mehreren Pariser Bürgern, die zwar erst in neuerer Zeit sich in Frankreich niedergelassen, aber vermöge ihrer Abstammung von dem Rechte als Wähler Gebrauch machen wollten, die Eintragung in die Wählerlisten verweigert, obgleich dies bis zum Jahre 1842 in allen ähnlichen Fällen unweigerlich geschehen war. Die betreffenden Bürger wandten sich darauf an den königlichen Gerichtshof, und dieser hat nunmehr durch Urteil vom 29. September d. J., in Widerspruch mit jenem Umlaufschreiben des Ministers, das überdies niemals in gesetzlicher Form publizirt worden, die Eintragung der Beschwerdeführer in die Wählerlisten anbefohlen und das Gesetz vom 15. Dezember 1790 in seiner vollständigen Kraft wiederhergestellt.

— Das Buch des Sudan. Diese von dem gelehrten Reisegefährten des Herrn Professor Koch in Kaukasien und in den transkaukasischen Ländern, Herrn Dr. G. Rosen, der jetzt als Dolmetscher der preussischen Gesandtschaft in Konstantinopel fungirt, herausgegebene Reisebeschreibung des Scheich Jain el Abidin, in Nigritien *) verdient in mehr als einer Hinsicht die Aufmerksamkeit der Leswelt. Der Scheich Jain ist ein Aegyptier, der vor etwa 25 oder 30 Jahren zum Theil aus Wißbegierde, namentlich um vielleicht alchymistische Geheimnisse aufzufinden, und zum Theil um die Lehren des Islams unter den Negern mehr auszubreiten, eine Reise in das Innere von Afrika unternahm, wo er, sowohl durch seine muhamedanische Rechtgläubigkeit, als durch seine im Vergleich zu Europäern dunkle Hautfarbe begünstigt, keine jener Gefahren zu theilen hatte, denen bisher noch die meisten kühnen Reisenden unserer Welttheils, die in jene Gegenden eindringen, unterliegen sind. Seine ursprünglich arabisch abgefaßte und dann ins Türkische übersezte Erzählung klingt fast so abenteuerlich wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“, trägt aber doch auch alle Kennzeichen der Beglaubigung an sich. Nach den Ansichten des Verfassers giebt es unter den Negern ganz gebildete Völkerschaften, doch der Maßstab dessen, was er Bildung nennt, ist einestheils der größere oder kleinere Feßel, mit dem ihre Blöße bedeckt ist, und anderentheils das Mehr oder Weniger, was sie vom Koran wissen. Als der ver-

hältnismäßig civilisirteste Negerstaat in Sudan wird Bedai bezeichnet, dessen König eine außerordentliche Wißbegierde und große Theilnahme an dem bezeugte, was ihm von Jain über die Kultur anderer Länder erzählt wurde. Der König wird als ein eben so tapferer als gerechter Herrscher geschildert, der in der Weise des Königs Salomon selber zu Gericht saß und wohlbedachte Urtheile sprach. Er zog zwar auch in den Krieg, um Sklaven zu erobern und diese dann zu verkaufen, aber er behandelte die Gefangenen nicht wie anderwärts, wo man sie wie Viehherden in großen Waldgehegen zusammentrieb und fütterte. In Bedai, wo er gegen den Unterricht, den er erteilte, mit Geschenken überhäuft wurde, hielt sich der Reisende am längsten auf; doch mußte er nach dem Tode des Königs das Land verlassen, da ihm der Thronfolger nicht so gewogen war. In der Nachbarschaft von Bedai entdeckte Jain Ruinen einer alten Stadt. Sarkophage, Säulen und Münzen, die er dort auffand, lassen auf das frühere Daseyn eines in der Civilisation ziemlich weit vorgerückten Volkes schließen. Auf eine nähere historische Untersuchung läßt sich jedoch unser Aegyptier nicht ein; er begnügt sich mit der Bemerkung, daß Allah es wohl besser wissen werde, als er, ob dieses Volk vor oder nach der Sündfluth hier gewohnt. Nur so viel erfahren wir, daß in den Sarkophagen keine Spur eines Zeichens gewesen, daß die Säulen kunstreich gearbeitet seyen, und daß die Münzen, sämmtlich das Bild der Sonne als Gepräge habend, in jenen Sarkophagen gefunden worden.

Die Arbeit des Herrn Rosen, nach der türkischen Uebersetzung veranstaltet, ließt sich, obgleich es oft sehr schwierig ist, aus den blumenreichen orientalischen Sprachen in eine occidentalische zu übersetzen, so fließend wie ein Original und gewährt eben so viele Unterhaltung, wie nur irgend ein Roman. — Wir werden nächstens auf dieses Buch zurückkommen.

Literarischer Anzeiger.

Neuer Roman von Ida von Düringsfeld.

Das neueste Werk der beliebten Schriftstellerin ist so eben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen unter dem Titel:

Margarethe von Valois und ihre Zeit.

Memoiren-Roman.
Drei Theile.
Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Sommer's Taschenbuch für 1848. 23 Bogen. Preis 40 kr. Conv. Münze. 12 gr.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen:

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben von
Johann Gottfried Sommer
für 1848.

Neue Folge. — Erster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich. 8. im allegor. Umschlag geheftet. Prag 1848. Preis 40 kr. C. M.

Der Inhalt besteht aus folgenden Aufsätzen: I. Zur Kenntniss der Sula-Inseln. II. Skizzen aus der britischen Cap-Colonie; III. Bilder aus der Arabischen Wüste und Aegypten; IV. China; V. Madrid; VI. Madagascar; VII. Aus der Mandchurei und der Halbinsel Corea; VIII. denen als Einleitung die Uebersicht der neuesten Reisen vorangeht.

Seit den 25 Jahren, während welcher dieses Taschenbuch ununterbrochen erschien, wurde es durch seinen eben so belehrenden als anziehenden Inhalt allgemein beliebt. Die Verlagshandlung glaubt nun durch den ausserordentlich wohlfeilen Preis bei sehr eleganter Ausstattung und eben so gediegenem Inhalt wie früher diesem Buche die verdiente allgemeine Verbreitung zu sichern.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe

von Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Zwei Theile.

Mit einem Facsimile.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

*) Leipzig, L. Eb. B. Vogel, 1847.